

Sechstes Kapitel.

Locusta.

Valentine blieb allein; zwei Pendeluhren, welche der Uhr von Saint-Philippe-du-Roule nachgingen, schlugen abermals in verschiedenen Zwischenräumen Mitternacht.

Dann verfiel Alles, abgesehen von ein paar Wagen, die man in der Entfernung rollen hörte, in eine Todesstille.

Sie fing an, die Secunden zu zählen, und bemerkte, daß sie um das Doppelte langsamer waren, als die Schläge ihres Herzens.

Aber dennoch zweifelte sie. Die harmlose Valentine konnte sich nicht einbilden, es wüßte irgend Jemand ihren Tod. Warum? in welcher Absicht? was hatte sie Böses gethan, um sich einen Feind zuzuziehen?

Ein Gedanke, ein einziger, furchtbarer Gedanke hielt ihren Geist gespannt: der Gedanke, es sei eine Person auf der Welt, welche sie zu ermorden versucht habe und es abermals versuchen würde. Wenn diese Person, der Unwirksamkeit des Giftes müde, diesmal, wie es der Graf von Monte Christo gesagt, ihre Zuflucht zum Eisen nehmen würde! wenn der Graf nicht mehr Zeit hatte, herbeizueilen! wenn sie ihrem letzten Augenblicke nahe stünde! wenn sie Morrel nicht mehr wiedersehen sollte!

Bei diesen Gedanken, der sie zugleich mit Leichenblässe und mit eisigem Schweiß bedeckte, war Valentine nahe daran, nach der Glockenschnur zu greifen und um Hülfe zu rufen.

Doch es kam ihr vor, als sähe sie durch die Thüre der Bibliothek das Auge des Grafen funkeln, dieses Auge, das auf ihrer Erinnerung lastete und sie, wenn sie daran dachte, mit solcher Scham niederdrückte, daß

sie sich fragte, ob es je der Dankbarkeit gelingen würde, die peinliche Wirkung der indiscreten Freundschaft des Grafen zu verwischen.

Zwanzig Minuten, zwanzig Ewigkeiten verliefen so, dann noch zehn andere Minuten; endlich schlug die Pendeluhr einmal auf das hellklingende Glöckchen.

In demselben Augenblick offenbarte Valentine ein unmerkliches Krachen des Nagels an dem Holze der Bibliothek, daß der Graf wachte und ihr zu wachen empfahl.

Auf der entgegengesetzten Seite, nämlich in der Richtung des Zimmers von Eduard, glaubte Valentine wirklich den Boden krachen zu hören: sie horchte, ihren beinahe erstickten Athem zurückhaltend; der Drücker des Schlosses knirschte, und die Thüre drehte sich auf ihren Angeln.

Valentine hatte sich auf ihren Ellenbogen erhoben; es blieb ihr kaum noch Zeit, sich auf ihr Bett zurückfallen zu lassen und ihre Augen unter ihren Armen zu verbergen.

Dann wartete sie zitternd, erschüttert, das Herz von einer unsäglichen Angst zusammengeschnürt.

Es näherte sich Jemand dem Bette und streifte die Vorhänge.

Valentine raffte alle ihre Kräfte zusammen und ließ das regelmäßige Gemurmel des Athems vernehmen, das einen ruhigen Schlaf andeutet.

„Valentine!“ sprach ganz leise eine Stimme.

Dasselbe Stillschweigen: Valentine hatte nicht zu erwachen versprochen.

Dann blieb Alles unbeweglich: Valentine hörte nur das beinahe unmerkliche Geräusch einer Flüssigkeit, welche in das Glas fiel, das sie geleert hatte.

Nun wagte sie es unter dem Walle ihres ausgestreckten Armes halb ihr Augenlid zu öffnen. Sie sah eine Frau in weißem Nachtmantel, welche aus einer Phiole in ihr Glas eine Flüssigkeit leerte.

Während dieses kurzen Augenblicks hielt Valentine

vielleicht ihren Athem zurück oder sie machte ohne Zweifel irgend eine Bewegung, denn die Frau schaute unruhig auf und neigte sich über ihr Bett, um nachzusehen, ob sie wirklich schlief: es war Frau von Billefort.

Als Valentine ihre Stiefmutter erkannte, wurde sie von einem so jähen Schauer ergriffen, daß sich ihr Bett bewegte.

Frau von Billefort drückte sich sogleich an die Wand, und durch den Bettvorhang geschützt, beobachtete sie hier, stumm, aufmerksam, die geringste Bewegung von Valentine.

Diese erinnerte sich der furchtbaren Worte von Monte Christo; es war ihr vorgekommen, als hätte sie in der Hand, welche die Phiolen nicht hielt, eine Art von langem, scharfem Messer glänzen sehen.

Valentine rief nun ihre ganze Willenskraft zu Hülfe und strengte sich an, die Augen zu schließen; doch diese Function des furchtsamsten unserer Sinne, die sonst so einfache Function wurde in diesem Augenblick beinahe unmöglich, so sehr strebte die Neugierde darnach, das Augenlid aufzuschlagen und die Wahrheit anzuziehen.

Durch die Stille, in der sich das gleichmäßige Geräusch des Athemholens von Valentine wieder hören ließ, versichert, diese schlief, streckte Frau von Billefort abermals den Arm aus und goß, halb verborgen hinter dem oben am Bette zusammengezogenen Vorhang, den Inhalt der Phiolen vollends in das Glas von Valentine.

Dann entfernte sie sich, ohne daß das geringste Geräusch Valentine ihren Abgang offenbarte.

Sie hatte den Arm verschwinden sehen und nicht mehr: diesen frischen, runden Arm einer schönen, jungen Frau von fünf und zwanzig Jahren, welche den Tod eingoß.

Es läßt sich nicht ausdrücken, was Valentine während dieser anderthalb Minuten empfunden, welche Frau von Billefort in ihrem Zimmer geblieben war.

Das Krachen des Nagels an der Bibliothek entzog Valentine ihrer Betäubung, die einer völligen Starrheit ähnlich war.

Sie hob den Kopf mit großer Anstrengung in die Höhe. Die stille Thüre drehte sich abermals auf ihren Angeln, und der Graf von Monte Christo erschien wieder.

„Nun!“ fragte er, „zweifeln Sie immer noch daran?“

„Oh mein Gott!“ murmelte das Mädchen.

„Sie haben gesehen?“

„Ach!“

„Sie haben erkannt?“

Valentine stieß einen Seufzer aus und erwiderte:

„Ja, doch ich kann nicht daran glauben.“

„Sie wollen also lieber sterben und Maximilian sterben lassen?“

„Mein Gott! mein Gott!“ rief das Mädchen betnahe von Sinnen: „kann ich denn nicht das Haus verlassen, fliehen?“

„Valentine, die Hand, welche Sie verfolgt, wird Sie überall treffen: mit Gold verführt man Ihre Diener, und der Tod bietet sich Ihnen unter allen Gestalten verkleidet, im Wasser, das Sie an der Quelle trinken, in der Frucht, die Sie vom Baume pflücken.“

„Aber sagten Sie denn nicht, die Vorsicht des guten Papa habe mich gegen das Gift beschützt?“

„Gegen ein Gift, das nicht einmal in starker Dose angewendet wurde; man wird das Gift verändern oder die Dose vermehren.“

Er nahm das Glas und benetzte seine Lippen.

„Ah! sehen Sie,“ sagte er, „es ist bereits geschehen. Man vergiftet Sie nicht mehr mit Brucin, sondern mit einem einfachen narkotischen Mittel. Ich erkenne den Geschmack des Alkohols, in welchem man es hat auflösen lassen. Hätten Sie getrunken, was Ihnen Frau von Villefort in dieses Glas gegossen, Valentine, Valentine, Sie wären bereits verloren.“

„Mein Gott! warum verfolgt sie mich denn auf diese Art?“ rief das junge Mädchen.

„Wie! Sie sind so sanft, so gut, Sie glauben so wenig an das Böse, daß Sie nicht begriffen haben, Valentine?“

„Nein,“ sprach das Mädchen; „ich habe ihr nie Schlimmes zugefügt.“

„Doch Sie sind reich, Valentine, Sie haben zweimal hundert tausend Franken Rente, und diese zweimal hundert tausend Franken entziehen Sie ihrem Sohne.“

„Wie so? Mein Vermögen ist nicht das seinige: es kommt mir von meinen Großeltern zu.“

„Allerdings, und deshalb sind Herr und Frau von Saint-Meran gestorben: es geschah, damit Sie Ihre Großeltern erben; deshalb war Herr Noirtier verurtheilt, sobald er Sie zu seiner Erbin eingesetzt hatte; deshalb endlich sollen Sie sterben, damit Ihr Vater von Ihnen erbt, und Ihr Bruder, einziger Sohn geworden, von Ihrem Vater erbt.“

„Eduard! armes Kind, für ihn begeht man alle diese Verbrechen?“

„Ah! Sie begreifen endlich.“

„Mein Gott! wenn nur nicht dies Alles auf ihn zurückfällt!“

„Sie sind ein Engel, Valentine!“

„Doch mein Großvater, hat man darauf Verzicht geleistet, ihn umzubringen?“

„Man hat überlegt, daß, wenn Sie todt wären, das Vermögen, falls keine Enterbung stattfände, natürlich auf Ihren Bruder übergehen würde, und man dachte, die Verübung des Verbrechens, insofern dieses unnütz wäre, müßte doppelt gefährlich sein.“

„Und in dem Geiste einer Frau ist eine solche Combination geboren worden! Oh mein Gott! mein Gott!“

„Denken Sie an Perugia, an die Laube im Gasthause zur Post, an den Mann mit dem braunen Mantel, den Ihre Mutter über die Aqua Tofana be-

fragte; nun, seit jener Zeit reifte der ganze höllische Plan in ihrem Gehirn."

"Oh! mein Herr," rief das sanfte Mädchen in Thränen zerfließend, "ich sehe wohl, daß ich zum Sterben verurtheilt bin, wenn es so ist."

"Nein, Valentine, nein, denn ich habe alle diese Complotte vorhergesehen; nein, denn unsere Feindin ist besiegt, weil sie errathen ist; nein, Sie werden leben, Valentine, um zu lieben und geliebt zu sein, Sie werden leben, um glücklich zu sein und ein edles Herz glücklich zu machen; doch um zu leben, Valentine, müssen Sie Vertrauen zu mir haben."

"Befehlen Sie, mein Herr, was soll ich thun?"

"Sie müssen blindlings nehmen, was ich Ihnen geben werde."

"Oh! Gott ist mein Zeuge," rief Valentine, "wenn ich allein wäre, so würde ich lieber sterben."

"Sie werden Niemand vertrauen, selbst nicht einmal Ihrem Vater?"

"Nicht wahr, mein Vater hat keinen Antheil an diesem furchtbaren Complot?"

"Nein, und dennoch muß Ihr Vater, der an juristische Bezüchtigungen gewöhnte Mann, vermuthen, daß alle die Todesfälle, welche Ihr Haus treffen, nicht natürlich sind. Ihr Vater hätte über ihnen wachen sollen, er sollte zu dieser Stunde an dem Plage sein, den ich einnehme; er sollte bereits dieses Glas ausgeleert haben; er müßte sich gegen den Mörder erhoben haben. Gespenst gegen Gespenst," murmelte er ganz leise seinen Satz vollendend.

"Mein Herr," sprach Valentine, "ich werde Alles thun, um zu leben, denn es gibt zwei Wesen auf der Welt, die mich so lieben, daß sie sterben würden, wenn mich der Tod träfe: mein Großvater und Maximilian."

"Ich werde über Ihnen wachen, wie ich Sie bewache."

„Wohl, mein Herr, verfügen Sie über mich,“ sprach Valentine . . . Dann sagte sie mit leiser Stimme: „Oh, mein Gott! mein Gott! was wird mir widerfahren?“

„Valentine, was Ihnen auch widerfahren mag, erschrecken Sie nicht; wenn Sie leiden, wenn Sie das Gesicht, das Gehör, das Gefühl verlieren, fürchten Sie nichts. Wenn Sie erwachen, ohne zu wissen, wo Sie sind, haben Sie nicht bange, und sollten Sie sich in einem Grabgewölbe oder in einem Sarge finden; sammeln Sie sogleich Ihren Geist und sagen Sie sich: In diesem Augenblicke wacht ein Freund, ein Vater, ein Mann, der mein Glück und das von Maximilian will, über mir.“

„Ach! ach! Welch eine gräßliche Nothwendigkeit!“

Valentine, wollen Sie lieber Ihre Stiefmutter angeben?“

„Ich wollte lieber hundertmal sterben! oh! ja, sterben!“

„Nein, Sie werden nicht sterben, und was Ihnen auch geschehen mag, Sie werden nicht klagen, sondern hoffen, das versprechen Sie mir!“

„Ich werde an Maximilian denken.“

„Sie sind meine vielgeliebte Tochter; ich allein kann Sie retten, und werde Sie retten.“

Valentine faltete im höchsten Schrecken die Hände (denn sie fühlte, daß der Augenblick gekommen war, Gott um Muth anzusehen); sie richtete sich auf, um zu beten, murmelte Worte ohne Folge und vergaß dabei, daß ihre weißen Schultern keinen andern Schleier hatten, als ihr reiches Haar, und daß man ihr Herz unter der feinen Spitze ihres Nachtgewandes schlagen sah.

Der Graf legte sachte die Hand auf den Arm von Valentine, zog ihre Sammetdecke bis zum Halse herauf, und sprach mit einem ganz väterlichen Lächeln:

„Meine Tochter, glauben Sie an meine Zuneigung,

wie Sie an die Güte Gottes und an die Liebe von Maximilian glauben.

Valentine heftete einen Blick voll Dankbarkeit auf ihn, und blieb gelehrig wie ein Kind.

Da zog der Graf aus seiner Westentasche die kleine Büchse von Smaragd, nahm ihren goldenen Deckel ab, und schüttelte in die Hände von Valentine eine runde Pastille von der Größe einer Erbse.

Valentine nahm sie mit der andern Hand, und schaute den Grafen aufmerksam an; es lag in den Zügen dieses unerschütterlichen Beschüzers ein Widerschein der göttlichen Macht und Majestät. Valentine befragte ihn offenbar mit dem Blicke.

„Ja,“ antwortete er.

Valentine schob die Pastille in den Mund und verschluckte sie.

„Und nun auf Wiedersehen, mein Kind,“ sprach der Graf, „ich will es versuchen, zu schlafen, denn Sie sind gerettet.“

„Gehen Sie,“ sagte Valentine, „was mir auch begegnen mag, ich verspreche Ihnen, nicht bange zu haben.“

Monte Christo hielt lange seine Augen auf das Mädchen geheftet, das besiegt durch die Macht des narkotischen Mittels, welches ihr der Graf gegeben, allmählig entschlummerte.

Nun nahm er das Glas, leerte es auf drei Viertel in den Kamin, damit man glauben könnte, Valentine habe das Fehlende getrunken, und stellte es wieder auf den Nachttisch; dann kehrte er zur Thüre der Bibliothek zurück und verschwand, nachdem er einen letzten Blick auf Valentine geworfen hatte, welche mit dem Vertrauen und der Reinheit eines zu den Füßen des Herrn liegenden Engels einschlies.